

43] Das entfesselte Schicksal.

Roman von Edouard Rod.

„Erstens, gnädige Frau, glaubte er nicht an seine Unschuld, seien Sie davon überzeugt. Vielleicht hatte er einige Zweifel, ein gewissenhafter Beamter hat sie häufig, aber durch die Verhandlung werden sie fast immer getilgt. . . . Denn Himmel, was würde geschehen, wenn wir noch die Partei der Mörder ergreifen würden. . . . Ihre Verteidiger genügen ihnen reichlich. . . . Sie ahnen nicht, welche Menge von Banditen sie der Gesellschaft zurückgeben. Nein, nein, gnädige Frau, Herr Rutor hat seine Pflicht getan und auf daran gehandelt.“

Während Herr Rabius ihn so verteidigte, fragte sich Herr Rutor, ob ihn sein Impuls nicht weiter getrieben hatte, als er hatte gehen wollen. Wie Brévine war er von allen, die sich ihm näherten, beglückwünscht worden, er hatte sich aber gleich in das Beratungszimmer zurückgezogen. Herr Motiers de Fraisse diskutierte mit Herrn Rudrit und Perron über die für die nächsten Tage eingeschriebenen Prozesse: eine Brandstiftung und vier Einbruchsdiebstähle. Sein Amt lastete schwer auf ihm. Er dachte, daß er dieses Mal ruhiger beim ginge, wenn die Geschworenen ein freisprechendes Urteil fällen würden.

24. Kapitel.

Die Geschworenen setzten sich um ihren Tisch herum, auf dem die Abstimmungszettel lagen. Sie sprachen der Reihe nach. — Condemine hatte sich vorbereitet, es war eine richtige Rede, mit abgerundeten Sätzen, rednerischen Wendungen und sehr vielen Adjektiven. Nach „diesen dramatischen Debatten“ hege er keinen Zweifel mehr. Der Zusammenbruch von d'Entraques Aussage habe seine Ueberzeugung nicht zu erschüttern vermocht. Denn sie stand „felsenfest, meine Herren“, dank der Klärung, welche die Untersuchung schon herbeigeführt hatte. Zweifelloos hatte d'Entraque bereits in der ersten Aussage gelogen, „mit derselben perfiden Zunge, wie in der zweiten“. Als gewissenloser Mensch hatte er sich widersprochen und, um seine Leidenschaft zu befriedigen, einen Meineid geleistet. Kann man sich darüber wundern, wenn man den verrotteten Zustand dieser betrügerischen Gesellschaftsschichten kennt, denen er angehörte; ohne Ideal, geldgierig, genußsüchtig. Vergeblich führte die Verteidigung an, daß die erste Aussage die richtige wäre. Alle beide müßten vollständig ausgemerzt werden, „mit derben verächtlichen Gesen“, wie der Staatsanwalt in seinem Antrag sagte, „in diesem in so maßvollen Grenzen gebliebenen Antrag, der gerade in seiner Bescheidenheit um so leuchtender die Argumente hervortreten ließ, die uns erlauben. . . . was sage ich, meine Herren, die uns zwingen, die Schuldigkeit zu beschließen.“

„Ich lege mit vollkommener Ruhe mein „Ja“ in diese verhängnisvolle Urne, denn wir haben einen Mörder vor uns, einen Mörder, der unser Mitleid um so weniger verdient, als er das sorgloseste Dasein geführt hat; das Schicksal hat ihm gelächelt, und er kann keine Entschuldigung für sich geltend machen, die gewöhnliche Verbrecher, gegen die man mitleidslos ist, vorbringen können. Ich bin dafür, daß wir uns unbarmherzig zeigen müssen, denn seine Missetat ist gemein, und man soll hier nicht wieder wie vom Gott Janus sagen, daß die Themis zwei Gesichter hat, eines für die Reichen, das andere für die Armen. Niemand würde ein gemäßigtes Urteil mit mildernden Umständen begreifen. . . .“

Mortara unterbrach ihn und meinte, es wäre richtiger, die nebensächliche Frage nach der Hauptsache zu erledigen, da sie gar nicht aufgestellt zu werden brauchte, wenn diese durch eine Befristung sich auflöste.

Mit pikierter Miene verbeugte sich Condemine:

„Schön, schön, Herr Präsident, das ist eine Methode.“

Herr Mijoux strahlte, in seinen kleinen Augen zuckte eine hohle Flamme: Condemine sprach nach seinem Herzen.

Mortara forderte Mouchebise auf, seine Meinung zu äußern, er verzichtete. Doktor Buthier beantwortete sie in kurzen Sätzen mit sehr einfachen Worten:

„Wenn Vermantes schuldig gewesen wäre, würde er die höchste Strafe verdienen. Aber nachdem d'Entraques Aussage wegfällt, was bleibt noch gegen ihn? Nicht ein Beweis! Keine Tatsache beweist, daß der Unfall beabsichtigt war; selbst das Interesse, das er an dem Tod des Generals haben konnte, konnte nicht mehr als eine unklare Vermutung auftauchen lassen. Denn man hat nicht mit Sicherheit feststellen können, daß er die Existenz des Testamentes kannte. Nach so schwachem Anschein ist es unmöglich, ihn zu verurteilen. Ein Urteil muß sich auf sichere, konkrete Tatsachen stützen. Hier ist keine einzige vorhanden. Wenn ich meinerseits einen Eindruck hatte, so war dieser für Vermantes eher günstig. Also stimme ich für die Freisprechung.“

Glary machte wie Mouchebise ein Zeichen, daß er nichts sagen wollte. Sein strenges, unbewegliches Gesicht sah wie ein geschlossenes Buch aus. „Der da wird wie Condemine abstimmen“, dachte Mortara, als er den unergründlichen Ausdruck dieses Gesichts studierte, und er befragte mit einem Blick den Obersten Ollomont, der seine dicken Augenbrauen zusammenzog, hustete und schließlich sagte:

„Unzweifelhaft liegen Verdachtsgründe vor. Eine Menge verdächtige Dinge. . . ein unangenehmer Geselle, dieser Vermantes. . . Dieser Besuch in Savoyen verdächtig. . . Aber ich möchte Beweise, mehr Beweise! . . .“

Er schwieg und starrte vor sich hin, ohne seine Gedanken preiszugeben. Mijoux schüttelte nervös sein kleines Schweinsköpfchen und sagte:

„Man verteidigt sich nicht genug gegen die Missetäter. . . . Man muß sich verteidigen. . . . Man muß die Gesellschaft verteidigen. . . . Nur keine falsche Sentimentalität. . . . Dieser Mann hat getötet: er sah den General in der Dichtung stehen. . . er hat nach ihm gezielt. . . Er verdient den Tod.“

Mösterli stimmte bei und sagte nur:

„Das selbe denke auch ich. . . .“

Die Beratung ging weiter. Als ob man fürchtete, zu schnell vorwärts zu kommen, beriet man mit gemächlicher Gelassenheit, und die Stimmen blieben ruhig; es gab keine Wärme der Diskussion, die den einen oder den anderen hätte mit fortreißen können. Souzrier belebte die Erörterung. Er beharrte darauf, zu glauben, daß d'Entraque in seinem zweiten Zeugnis die Wahrheit gesagt habe, weil diese sonst seine Schlussfolgerung entkräftete. Er versteifte sich trotz allen Augenscheins darauf und versuchte das zu erklären. Aber er hatte nicht Condemines leichte Zunge, er verwickelte sich in den Sätzen und trotz seines beständigen „das ist klar“ konnte er nicht sagen, was er meinte, verhaspelte sich immer mehr und stotterte sogar. Nach seiner Auffassung hatte d'Entraque in seiner ersten Aussage gelogen, um Vermantes, von dem er Dienste erhoffte, zu retten: dann hatte er das zarte „Liebesblümchen“ entdeckt und hatte sich gesagt: „Du Lump hast mir meine Frau genommen, dafür werde ich mich rächen.“ (Souzrier schlug in die Hände wie ein Mann, der eine gute Idee hatte.) „Meine Rache wird darin bestehen, daß ich erzähle, was ich gesehen habe, zum Teufel auch!“ (Er rollte die Augen.) „Da ist er zum Untersuchungsrichter gegangen und hat die Wahrheit gesagt — das ist klar —, nur weil er zuerst gelogen hat. . . . Ah. . . . Donnerwetter, wenn man gelogen hat. . . . Kann man nachher die Wahrheit sagen, niemand will glauben und alle sagen: da lügt er wieder! Und je mehr man die Wahrheit sagt, um so mehr sagen die Leute: „das ist eine Lüge“. Das ist klar. . . .“

„Erlauben Sie,“ unterbrach ihn Conthey, von seiner Gewohnheit, mit diesem Partner zusammenhanglos zu diskutieren, hingerissen. „Sie vergessen wohl, daß d'Entraque selbst ein Geständnis machte. Er selbst hat doch vor den Richtern gesagt, daß er sie gelogen hat.“

Einen Augenblick aus der Fassung gebracht, antwortete Souzrier:

„Was beweist das? . . . d'Entraque hat gestern den Stoff verloren. . . . Man hat ihn bedroht, erschreckt, als man ihm sagte: Sie werden wegen falschen Zeugnisses bestraft werden. . . . Da hat er gelogen, als er sagte, daß er das zweitemal gelogen hat, während es das erstemal war. . . . Das ist klar. Er dachte, sich so wieder aus der Affäre ziehen zu können. . . . Versetzen Sie sich in seine Stelle.“

„Nein, er soll sie behalten,“ rief Conthey.

Das war übrigens alles, was er sagen konnte. So fließend er in seinem Dialekt sprach, hier gelang es ihm nicht, seine Gedanken zu ordnen und noch weniger, sie in Worte zu kleiden. Er war über Souziers unsinnige Rede wütend, aber er fühlte sich unfähig, gut konstruierte Einwände dagegen zu erheben. Den Mund halb geöffnet, das Gesicht verzerrt, konnte er nicht einen Laut hervorbringen, während der andere ihn ironisch und triumphierend betrachtete. Schließlich stotterte er:

„Alles das ist . . . sind . . . Worte.“

Weiter hörte man nichts von ihm.

Durnant und Pillon setzten in einigen kühlen Worten auseinander, daß sie Vermantes für unschuldig hielten. Beide waren Menschen, die sich nie ereiferten. Sie versuchten Färbungen oder Schlechtigkeiten zu vermeiden, aber sie luden keine Mühe auf sich, um das Gute und Wahre zu erreichen. Nach ihren Begriffen ging ihre Verantwortlichkeit nicht über ihre Abstimmung hinaus: sie waren gewöhnt, einer passiven Minderzahl anzugehören; und weil sie überzeugt waren, daß die Leute für Beweisgründe, besonders für vernünftige, unzugänglich sind, verzichteten sie schon seit langem darauf, ihre Meinung zu verteidigen. Wie ihr Gewissen es ihnen befahl, stimmten sie mit „nein“ ab, und wurde ungerechterweise Blut vergossen, fiel es nicht auf sie zurück. Pillon sagte bestimmter:

„Meine Ueberzeugung steht fest. Ich wäre wirklich bestürzt, wenn Sie diesen Menschen verurteilten.“

Da Souzier und Rijouy protestierten, wiederholte er schwächer:

„Ja, meine Herren, aufs tiefste bestürzt!“

(Fortsetzung folgt.)

Das Igelesen.

Erlebnisse aus meiner Wanderzeit.

Von H. Abels.

Als ein mit allen Salben geschmierter Ritter vom staubigen Stiefel hatte ich mich in dem freundlich am Rande des Taunus gelegenen Städtchen A schwere Hosen geholt (d. h. viel zusammengebetelt). Schleunigt verließ ich mit dem Ergatterten die gastliche Stätte. Das nächste Kaff (Dorf) war ein mieses Nest: ich ließ es links liegen und wanderte hinan zu dem herrlichen Hochwald. — Jauch, war doch das Leben schön! Gesund wie eine Forelle, nicht häßlich von Bißage, den Magen und Beutel voll, mit wunderbar zinkierten Flecken in der Tasche — mein Herz, was begehrt du noch mehr? Wenn der normale Deutsche froh und lustig ist, schmettert er tollfroh: „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten“ in die Lüste. Ich hielt es mehr mit der leichtlebigen Landstreicherpoesie. Melodisch wie ein Nabe „perle“ es „glockenhell“ aus meiner Kehle:

Morgenrot, Morgenrot,
Heberall vom Putz¹⁾ bedroht,
Talsen²⁾ wir so in den Gassen,
Wird uns bald der Dedel³⁾ fassen,
Mich und meinen Kamerad.

Ach wie bald, ach wie bald
Schwindet auf der Walz der Draht.
Mit der Stenze⁴⁾ in der Rechten,
Wollen wir dann weiter sechten. . .

„So, so, weiter sechten,“ brummte da ein tiefer Bass, und neben mir stand, wie hingezaubert, die martialische Gestalt eines Landdragoners (Gendarmen). Doch was ein ausgelochter Fahrender, der verfügt über einen „Schandgroßen“ und der mangelte mir auch nicht. Ich riß die Müze vom Kopf und mit einem tiefen (ungefähr hoffähigen) Knig erwiderte ich vorwurfsvoll: „Aber, Euer Gnaden, Herr Oberwachmeister, Sie hätten mich beinahe damisch verschroden, und ich bin nervös!“

Momentan perplex ob dieser Ansprache grinst der Bidelstrix und knurrt: „Stunde, wenn Deine Flecken so duft sind wie Deine Menageklappe, hm, dann bist Du gesund um die Nieren!“

Im Vollgefühl meiner wachtesten Gewissensreinheit überreichte ich (mit devotem Bückling) dem Vizeableiter meine fein gestempelten Papiere. Die musterte er wohl zehn Minuten lang und verglich sie immer wieder mit meinem — eigentlich doch ganz anständigen — Exterieur. Endlich gab er sie mir zurück und meinte: „Die Flecken stimmen schon, aber loscher bist man doch nicht.“

Der geliebte, auf der Landstraße ergraute Beamte fühlte instinktiv ein Mißverhältnis zwischen meiner Benigtheit und den Legitimationen. Aber formell klappte alles, was wollte er da anfassen?

Ebenso scharf wie der Gesezeswächter mich, hatte auch ich ihn und seine Umgebung beaugenscheinigt.

¹⁾ Polizist. ²⁾ betteln. ³⁾ Stod.

Wer nun gleich mir von Kindesbeinen an in fast völliger Ungebundenheit aufwuchs und sich mit Begeisterung in unendlichen Haushalt der Natur unsah, dabei ein schon Stück Welt auf Schusters Klappen durchstreifte, der versteht sich — ohne deshalb als „Berühmter Bestmann“ gelten zu wollen — ein wenig auf die Sprache im Antlitz der Menschen und des Spurensens in der Wildnis. So ging von der Kleidung des Gendarmen ein kaum wahrnehmbarer, höchst eigenartiger Geruch aus; es war zweifellos das charakteristische, schwer zu definierende Körperparfüm der Zigeuner. Demen ist, wie den Negern, ein Aroma eigen, dessen Moleküle lange schwingen und leicht an allem haften bleiben, mit dem sein Träger in Verührung kommt. Bismlich klar war es mir, daß der Sicherheitsmann mehrere Zigeuner transportiert hatte, wobei ihm wahrscheinlich eine braune Maid entwischt.

Gekränkte Unschuld in Blick und Haltung ob des zweideutigen Kompliments steckte ich die Ausweise wieder ein. Mit einem bezeichnenden Winkeln auf die einige Strahwunden aufweisende Hand des Dedels wagte ich die doch wahrhaftig harmlose Frage: „Haben der Herr Feldwebel das Zigeunerweib wieder eingefangen?“

Sakra, sakra, wurde da der Knasterbart süchtig; sein rotes Gesicht färbte sich noch duneller, und mit einer Stimme, daß die Vögel erschreckt aufstiegen, schnauzte er mich an: „999 Teufel sollen Dich freilassieren, Du Kerl . . .“ Auf den Rest der zugeachteten Liebenswürdigkeit verzichtete ich, denn mit assenartiger Geschwindigkeit verschwand ich im Dunkel des Forstes. Der Wutausbruch des Ordnungshüters bewies mir, daß ich mit meiner Vermutung, er habe mit den Zigeunern ein für ihn blamables Erlebnis ausgefochten, recht hatte. Traf dies zu, so brauchte ich ja nur auf seiner Fährte zurückzugehen, um mir bald sein Abenteuer rekonstruieren zu können.

Nach einer Weile versuchte ich mich zu der Stelle, wo der Blaulut mich überrumpelt hatte. Er war abgezogen und die Luft rein. Seine Spur führte rückwärts auf einen nach Norden gehenden Holzweg, der rechts von einem herrlichen Rotbuchenwald, links von dem ewigen Einerlei feierlich ernster Fichten eingefäumt war. Etwa zwanzig Minuten lang konnte ich bequem der Fährte folgen, sie endete plötzlich auf dem Schotter einer großen von Ost nach West streichenden, in die Ebene abfallenden Chaussee. Ich stand an einem rings von Waldungen umschlossenen Kreuzungspunkt, von dem vier Wege abzweigten. Die Fährte war wie weggeblasen. Doch halt, was lebte dort an dem grau-weißen fast überwucherten Stamm der mächtigen Tanne? Mit Harz angeheftet war ein schmieriger, mit gelben Garnstücken übernähter Fegen Zeug zu sehen. Aha, eine Nachricht und gleich ergänzt durch eine zweite. Am Fuß der Tanne lagen nämlich sieben Kiefenzapfen und zwar so gruppiert, daß sie einen nach Osten geöffneten Kreis darstellten. Von vier weiteren mit einem gelben Faden umschlungenen Zapfen wiesen die Spigen nach Westen. In der Richtung Nordwest steckten drei von einem schwarzen Frauenhaar und einer abgeschälten Weidenrinde umwundenen Birkenzweige in der Erde.

Bilstein! Da hatte ich ja das prächtige von Zigeunern herrührende Wanderzeichen. Das verleiht dem, der es zu deuten weiß, eine Menge interessanter Dinge. Glat entzifferte ich nicht nur das Abenteuer des Gendarmen, sondern das Signal unterrichtete mich auch u. a. über den Weg, den die heimatlosen Gesellen eingeschlagen. Ursprünglich zählte die Zigeunerbande elf Personen; es waren tatsächlich vier Leute, darunter ein Frauenzimmer, arretiert worden. Der Gendarm führte sie gefesselt nach dem im Westen gelegenen Gerichtsorte A. In dichtester Nähe der Tanne war ihm auf irgendeine Weise das Weib durchgebrannt. Wohl bei dem Versuche, sie zu ergreifen, hatte sie dem Transporteur die rechte Hand zerkratzt. Die Wanderzeichen stammen von den mit zwei Wagen weitergefahrenen Angehörigen der Verhafteten. Kurz besagte noch die „drahtlose Telegraphie“, daß die von Osten gekommene Truppe Nord-West zöge und drei Tage hindurch sich an der Quelle mit den drei Birken lagern würde. Die erst halb geschlossenen Schuppen der trockenen Kiefenzapfen hatten aus dem Rothausen noch nicht genügend Feuchtigkeit angezogen. Daraus und aus anderen Umständen ließ sich schließen, daß das „Signal“ vielleicht vor 3—4 Stunden gelegt worden war. Ein Moment des Nachdenkens und ich schritt rüstig auf der Spur der Romaden voran.

Sechs Uhr schlug es vom Kirchturm des im Tal liegenden Dörfchens; schon verlor sich ringsum in den Wäldern das Leben des Tages. Aus dem Duster der melancholischen Kadelholzbestände erklang hin und wieder das tiefe, hohle Huh-huh der frühzeitig auf den Gang ausgehenden Öhren. Da, fapperment, war es eine Täuschung? Nein, schon wieder; deutlich schallte vom Waldebrand, den ich in einigen Minuten erreichen mußte, der Ruf des Kuckucks. O heiliger Vimbam, war das ein sonderbarer Vogel. Was fiel denn dem ein, sich Ende August noch hören zu lassen.

Mit mißionendem Schrei flog von einer etwa 200 Schritte von mir entfernt stehenden breitflügeligen Kiefer ein Bürger auf; er verriet so das Nähern eines Menichen oder sonstiger Gefahr. Mehrere wahre Tigersäge bis an den Saum des Forstes und ich prallte fast auf den — schönen Frühlingsverklärter. Es war ein unweit der Kiefer den Abhang hinunterstehender junger Zigeuner. Jedenfalls als Wachtposten ausgeschickt, hatte er bei meinem Erscheinen dummerweise einen Kuckucksruf als Warnungssignal für seine Genossen ausgefochten. Pomadisch hummelte ich hinter dem Davoneilenden her; ein wütendes Hundegelläff begrüßte meinen Eintritt in eine von hohem Buschwerk umrahmte Kiesgrube.

Golla — da war ja die ganze saubere Zigeunerbande hüßch

beieinander. Gerade trat eine Alte mit einem kolossalen Schnapsack auf dem Buckel in Begleitung zweier Jungen in den Kreis der Versammelten. Servus, grüßte ich die mich misstrauisch anstarrende Gesellschaft. Sie zählte sieben Köpfe, es waren die Gesuchten; ein dahingehender Karren mit zerbrochenem Rad ließ mich vermuten, daß dieser die Ursache sei, weshalb die Sippe vor Erreichen der Quelle mit den drei Wirken bereits Quartier beziehen mußte.

Den Schmoßfink (Pfeife) im Mundwinkel, zog ich ein prallgefülltes Säckchen Knaster heraus und bot es dem zunächst stehenden Burtschen an. Das schien den Vann zu lösen; ich sah freundliche Gesichter, und alles umdrängte mich, um mir etwas Tabak abzubetteln. Im Nu qualmte das „duftende Kraut Virginien“ gen Himmel, und geschäftiges Schreiben begann im Lager. Die alte Zigeunerin schüttelte ihren Rucksack aus, und die beiden Jungen öffneten die auf der Schulter getragenen, am Halse zugebundenen Tücher. Daraus kollerte die Jagdbeute in Gestalt einer kräftigen Zigelmana nebst vier höchstens fünf Wochen alten pudrigen Kinderchen. Mit eigens zum Zigelang hergestellten „Lanen“, d. h. langen mit einer dünnen Eisenspitze versehenen Stöcken, stechen die Zigeuner in alle Schlafwinkel, die den tagsüber ruhenden Zigel als Behausung dienen. Namentlich im Hochsommer, wenn abends die Zigelmutter ihre niedliche weißhäutige Nachkommenschaft anlernt, dann fallen die merkwürdigen Geschöpfe den ihnen nachstellenden Menschen zum Opfer.

Die zwei Jungen legten nun die Zigel nebeneinander, und während der eine aus der Grube Lehm holte, schnitt der andere mit einem scharfen Wechstreifen die feiste Zigelin auf, holte die Eingeweide heraus und preßte in die entstandene Höhlung mehrere schon in der glühenden Asche des Holzfeuers heiß gewordene Steine. Mittlerweile hatte der Junge den Lehm erweicht und nun wurden zuerst der ausgeweidete Zigel, dann die vier Sproßlinge, und zwar mit den Eingeweiden, rundum mit einer Lehmkruste bedeckt. Hierauf erhielten die fünf zukünftigen Braten ihren Platz in der feurigen, durch Zutwerfen von Zweigen immer wieder genährten Asche.

Neugierig betrachtete ich die Prozedur und mit etwas gemischten Gefühlen dachte ich an das bevorstehende Zigelessen. Alle möglichen extraordinären Kreaturen, so eine an Sohlsleder erinnernde Krähle, ein Filet eines am Spieß gebratenen Hundes, eine wirklich zart gefotene Ringelnatter hatte ich auf meinen Wanderungen auf ihren Wohlgeschmack geprüft, aber ein Zigel war mir als Abendessen doch noch nicht aufgelißt worden.

Eine Stunde verrann, der Lehm mantel um die vier Kleinen war trocken und rissig, und nach einer längeren Zwiegespräche mit der als Chestöchin fungierenden Stammesältesten wurden die gefüllten Lehmkugeln aus der Glut geholt, in der die fetten Zigelin noch liegen blieb. Die Alte packte nach wenigen Minuten die noch sehr warmen in der Kruste befindlichen Tierchen und warf sie heftig auf einen glatten Stein. Siehe da, die schalenförmige Konchille barst und in ihr steckten sämtliche Stacheln. Hart gelb gefärbt kamen die dampfenden Körperchen der „geharntschichten Harmlosen“ zum Vorschein; sie wurden ohne viel Federlesens auf die „Tafel“ gebracht. Inzwischen war die Zigelmutter gar geworden und nach dem vorher geübten Verfahren aus ihrem Mantel befreit, prangte sie als Glanzstück und sehr begehrte Delikatesse auf einem ehemals wohl als Topfdeckel in Benutzung gewesenem runden Eisenblech.

Das Mahl begann unter dem behaglichen Grrunzen und breiten Schmagzen der Teilnehmer. Ich schnitt nicht faul, ohne lange zu fragen, ein „Beefsteak“ herunter. Alle guten Geister, das schmeckte, na wie soll ich gleich sagen, wie ein Ragout von Gänsebrust, Bremer Matrosenfleisch und Kapap.

Aus den gähmenden Tiefen des Nadelwaldes kam es heulend durch die Luft gezogen; schaurig-schriill hallte das Wuh-wuhi der Eulen, die Nacht war bereits angebrochen, das Feuer erloschen, und mit Dank und Gruß nahm ich, der einsam Fahrende, Abschied von den niemals gehörten, immer geächzten braunen Zugvögeln, die verflucht gleich dem ewigen Juden ruh- und rastlos ihre Pfade dahinjagten.

Vom Wesen der Regie.

Von Ferd. Gregori.

Schon vor zwanzig Wintern habe ich ab und zu Regie geführt, seit einigen Jahren fast unausgesetzt, und ich möchte doch kein Buch darüber schreiben, weil das überwältigende Gefühl, als Mittelsmann zwischen einem großen Dichter und dem lebenssprühenden Snauel der Theaterleute zu stehen, dadurch nur vergrößert werden kann. Ein Lehr- und Handbuch der Regie ist ein Unding, wie alle anderen Versuche, die künstlerisches Schaffen in Worte und Gesetze umprägen wollen. Wohl sind es Gesetze, die das Schaffen bestimmen, aber sie bilden sich und verfliegen wie Träume. Schreibt man sie auf, so erscheinen sie verworren, lädenhaft oder nächtern. Hier ist das Wort des Dichters, dort der Schauspieler A; beide verbinden sich ganz individuell, und ich als Regisseur unterstütze diese individuelle Verbindung. Stünde der Schauspieler B vor mir, der anders an Gestalt, Organ, Temperament, ärmer oder reicher an Modulationen ist, so müßte ich, wenn er den Weg zu dem Dichtertext nicht selbst fände, ihm einen eigenen bahnen, und der sähe anders aus als der des A. Praktisch gesprochen: den einen bitte ich, den Satz im Gehen zu sprechen, den andern im Stehen,

den dritten sitzend. A darf sich im Sprechen beissen, B Hals mit Bedacht zu tun. Hebbels Pandanus lebte Wort für Wort, Gedanke für Gedanke sowohl in Matkowski, Lie in Raingens Hut, und doch ähnelten sie sich in keinem Ton, keinem Schritt, keinem Tempo — kaum in der logischen Argumentierung. Um eine einheitliche Wirkung zu erzielen, muß nun der Regisseur die Individualitäten der Mitwirkenden einander annähern. Absolut gültige Richtlinien für die Regie sind deshalb nur in ganz beschränktem Maße aufzuzeichnen möglich. Was beschrieben werden kann, ist eigentlich nur die Umwelt des Schauspielers und die maschinelle und handwerkliche Technik, die ihm zu Hilfe kommt. Und weil sie beschrieben wird, erscheint sie heute als die wichtigste Sache in der Welt des Theaters; ihre bescheidene Wirkungskraft wird fast als der Mittelpunkt des theatralischen Lebens festgelegt und als das einzige Schaffensgebiet des Regisseurs.

Er stellt in der Öffentlichkeit seine „Inszenierungs-idee“ hin und will sie sogar durch ein Gesetz als geistiges Eigentum geschützt wissen. In vielen Fällen ist sie nichts weiter als ein Dekorationsplan, der nicht immer dem Dichter zuliebe und der den Schauspielern oft zuleide eronnen wird. In einigen Fällen besteht die Idee etwa darin, daß er ein Schauspiel auf den Lustspielton stimmt, ein Lustspiel auf den der Posse. Nehmen wir an, der Dekorationsplan sei wirklich vortrefflich und verdeutliche etwas von der geistigen Linie des Werkes durch sichtbare Kontur, durch Farbe und Licht — mehr als eine Ergänzung des gesprochenen Wortes, der bedeutungsvollen Geberde, Geste und Pause kann das Bild auf der Bühne nie bieten. Die Probe ist leicht zu machen: Schauspieler von der faszinierenden Kraft eines Ritterturzer, Matkowski, Mainz wirkten in Wien und Berlin nicht stärker als in der kleinsten Stadt und würden heute auf der Shakespeare- oder Reliefbühne das Auge des Publikums nicht weiter von der Dekoration ablenken, als sie es auf der Panoramabühne getan oder auf einem sogenannten Rudelebrette. Wo der lebendige Mensch vor uns tritt, schweigen die leisen Stimmen der anorganischen Natur; selbst den Donner muß Lears Nasen überdönen. Wann ist denn im allgemeinen der große Augenblick der Bühnendekoration? Wenn der Vorhang sich teilt oder aufgezogen wird, wenn uns also der Dichter noch gar nicht angesprochen hat! Später macht sie sich meist nur beim Lichtwechsel bemerkbar oder bei langweiligen Textstellen. Was hat das bewundernde „Ah!“ mit Shakespeare zu tun, das etwa beim Beginn der Forumzene im Zuschauerraum laut wird, wenn Maler und Beleuchter mit ihren Mitteln der Wirklichkeit möglichst nahe gekommen sind oder sie zu einem materiischen Kunstwerk verklärt haben? Sobald Brutus zu beschwichtigen anhebt, sobald Marc Anton seine Giebel führt, wo endlich das Volk fordert und jauchzt — wagt es da noch jemand aus der lauschenden Menge auf Leinwand und Holz zu schauen? Das Theater ist eben kein gemaltes Bild, das künstlich vierfach angeleuchtet werden kann, sondern es erfährt seinen unerhörten Reiz durch den Menschen, der sich in tausend tanzenden Muskeln aufricht. Man wünschte am liebsten auch die ihn umgebende Natur in gleichgestimmter Erregung, und wo dieser Wunsch einmal eine Art von Befriedigung erfährt, wie vor Jahren im Sommernachtswalde des Deutschen Theaters oder nur eine scheinbare im Vorbeigehen der Drehbühnenbilder von „Was Ihr wollt“, da war das Publikum vor Freude aus dem Häuschen. Sei die Heide im „Lear“ noch so stürmisch gemalt, werden auch alle Regen-, Wind- und Donnermaschinen losgelassen — jedes Kind sieht die Starre der gemalten Natur und glaubt nicht an die Bewegung des Unbeweglichen, bis der borshäuptige König herantobt und durch sein Wort und seine Glieder Leben schafft.

Leben, vielfachtes Leben — danach schreiben wir, wenn wir ins Theater streben; Leben im Gegenfasse zu dem Tode, dem die meisten Menschen tagsüber verfallen sind! Unsere großen Dichter haben nie etwas anderes im Sinn gehabt, wenn sie für die Bühne schrieben. Vergessen wir einmal, was die Aesthetiker — auch die vernünftigsten — als Forderung aufgestellt haben: Probleme, Haupthandlung, Nebenhandlung, Spiel und Gegenspiel, Illusion, Gemeinverständlichkeit, Möglichkeit einer teleologischen Auslegung, Peripetie und Katharsis, Schuld und Sühne; gehen wir auf unseren primitivsten Trieb zurück: zu leben und Lebendiges wahrzunehmen, und wir haben die Liebe zum Theater erklärt.

Nun hat freilich die Anruhe zahllose Formen. Von einem Dialog in „Rosmersholm“ bis zum Liebeswahnsinn Mortimers ist ein weiter Weg. Aber genau besehen, geht dort nicht weniger vor als hier, sind in beiden Szenen gleichviel Einschnitte notwendig. Nur das Tempo ist verschieden und die Tonfärbung. Das muß schon der Schauspieler herausfühlen; der Regisseur bestätigt, widerspricht, hilft nach und setzt dann die Tempi und dynamischen Schattierungen aller Szenen in ein rhythmisch wohlthuendes Verhältnis. Und er achtet darauf, daß das geringste Fortschreiten der Handlung unaufdringlichen Ausdruck findet, der allgemein verständlich ist. Dazu bedarf er der plattlichen Einfälle; sie berufen ihn erst zum Regisseur. Aus der Richtung und aus dem Orte müssen sie herauswachsen, aus der Stellung der Spielenden und aus ihren Charakteren. Ich gehe noch weiter: aus der Individualität der Darsteller! Denn bei einem sehr beweglichen Schauspieler wirkt ein Augenaufschlag, ein Armheben bis zur Schulterhöhe viel weniger als bei einem, der im allgemeinen sparsam in Mimik und Gestik ist. In diesen Epochen: Dichtung, Ort, Charakter, Individualität, muß der Regisseur allgegenwärtig sein und leben.

Das ist eine schlechte Theaterprobe, auf der es nicht zu Explo-

fionen kommt! Man denke: ein Werk voll Leben, ein Regisseur, der seine Phantasie an diesem Werk entzündet hat, und eine Reihe temperamentvoller Darsteller stoßen aufeinander. Es beginnt ein halb fröhliches, halb erbittertes Streiten um die Vorkherrschaft, und kaum jemals entwickelt sich diese Wesensdreifaltigkeit zu einem homogenen, chemisch-fest gebundenen Körper. Den Weg aber zu diesem Ziele nennt man Regie.

Wie man Regie führen kann, ohne Satz für Satz, dichterisches Bild für dichterisches Bild mit den Darstellern durcharbeiten, ist mir unverständlich. Es kommen dann Aufführungen zustande, für deren Langeweile gern der tote, der abwesende oder auch der anwesende Dichter verantwortlich gemacht wird. Sehr bedeutende Schauspieler bedürfen allerdings der Hilfe des Regisseurs in geringem Grade, weil alles, was sie sagen, unmittelbares Leben atmet. Aber wie wenige gibts davon! Und ich weiß aus dem Munde der besten, wie sie sich ihr Lebenlang nach Beistand gesehnt haben.

Es gibt Schauspieler, die zu Hause schon mit ihrer Rolle fertig werden. Wir sind die anderen lieber, die der Probenzeit auf der Bühne vertrauen. Wer sich von vornherein den Einflüssen entzieht, die vom Ort und vom Partner ausgehen, der nimmt seiner Leistung — ich möchte sagen: die soziologischen Reize. Es fehlt dann an Atmosphäre, an zufällig- Augenblicklichen Beziehungen, die bei der häuslichen Einzelvorbereitung noch gar nicht in Rechnung gezogen werden können. Die abgewandte Haltung des Gegenpielers erlaubt mir einen Blick, eine Bewegung, die vielleicht den Sinn der ganzen Szene zusammenfassen. Und dann: wie fruchtbar wird für mich der Tonfall, das Sprechtempo des anderen. Das gegenseitige Aushören lebt ja nur von minutiösen Schallschwingungen. Dichter und Schauspieler geben nun dem Regisseur das Rohmaterial dieser soziologischen Reize in die Hand — dann und wann trägt er selbst auch dieses Rohmaterial herbei — und er knetet es zu den zarresten Seelenfiguren. Denn Figur muß alles haben, was von der Bühne herab auf weite Entfernungen wahrgenommen werden soll.

Die Schauspieler, die daheim schon ihr Leskes gegeben haben, ziehen eine Art von Wall um sich, wenn sie auf die Bühne treten. Der Regisseur fühlt, daß er hier überflüssig ist, nicht, weil dem Dichter und der Inszenierung Genüge geschehen, sondern weil seine besten Einfälle gar nicht gehört oder angenommen werden. Ich erinnere mich dagegen an Ernst Hartmanns Regie im „Egmont“. Es war kaum eine halbe Stunde für die Szenen des Bradenburg vorgelesen, den ich am Abend zum erstenmal spielen sollte. Ich hatte meine Rolle recht gut gelernt und glaubte auch darstellerisch ziemlich fest zu sein, aber Hartmann hielt mich bei jedem Satz an, gab mir Weisungen, spielte mir Stellung für Stellung vor, bis ich ganz niedergedrückt war und ihn geradezu für meine Ungeschicklichkeit um Entschuldigung bat. Da schloß mich der alte Herr in seine Arme und meinte, so viel Freude habe er lange Zeit nicht am Regieführen gehabt wie heute — es waren wohl zwei Stunden geworden —, ich selber hätte ihn zu seinen Einfällen veranlaßt, weil ich die sonst ungerne gespielte Rolle mit sichtbarer Begeisterung ergreife. Der Abend wurde eine meiner schönsten Erinnerungen!

Ich war Wachs in der Hand des Meisters. Und jeder Regisseur, der plastische Phantasie hat, sucht nach diesem bildsamen Körper; nicht zu eigenem Ruhme — denn Presse und Publikum lohnen die schauspielerische Leistung nur dem Darsteller —, sondern zum Heile der Vorstellung, die ihn nur dann Freude macht, wenn jede Rolle seines Geistes einen Hauch hat. Ein Regisseur, der den Text ganz und gar den Schauspielern überläßt, sich nur um den Rahmen kümmert, um Pagen, Gefolge und Volk, der kennt die Wonnen des Regieführens überhaupt nicht, die Schönheit erhöhten Lebens, das nicht nur aus dem eigenen Herzen, sondern gleichzeitig aus den Herzen des Dichters und der Darsteller gespeist wird. Er kommt mir vor wie einer, der nach einer Schwarzweißvorlage ein buntes Glasfenster schaffen soll, die Färbung der einzelnen Figuren aber zehn anderen Helfern überläßt, die Stücke unbesehen, ungeprüft zusammenfügt, mit einem geschmackvollen Rand schmückt und dann verkitet oder verbleit. In dieser Arbeit klingt kein Akkord voll auf, es schreit und säufelt durcheinander; manches frappt, vieles stört, aber es läßt sich gerade darum leicht und reichlich darüber schreiben und schwätzen. Und das ist für Leute, die immer nur fünf Minuten lang im Theater aufpassen können, das Zeichen einer „interessanten“ Aufführung, ja der Vollkommenheit.

Kleines feuilleton.

Ein berühmter Räuber. Unter den „armen Burschen“, d. h. Räubern, die in Ungarn genau dieselbe Rolle gespielt haben, wie die Briganten in Italien, war einer der letzten und berühmtesten Rozja S a n d o r, der nach Beendigung seiner Laufbahn noch lange in einer Zelle des Raiferturms auf dem Ruffstein vegetiert hat.

Ein Räuber, nicht ein Räuber hatte er werden sollen, denn seine Eltern, freie Bauern, hatten den vor 100 Jahren, am 16. Juli 1813 geborenen Sohn auf das Gymnasium zu Szegedin gebracht, wo auch ungarisches Recht gelehrt wurde. Es ging zügelloser her auf dieser Bildungsanstalt, die Schüler trugen Säbel,

und Rozja war mehr auf der Pusta bei den Hirten und Schafdieben, als in der Stadt. Mit den Professoren stand er sich bei dieser Lebensweise natürlich nicht gut, und als er einen von ihnen furchtbar durchgeprügelt hatte, war es mit seinen Studien zu Ende. Er wurde Soldat bei einem Husarenregiment in Mailand und avancierte schnell zum Korporal, wurde aber wieder degradiert, weil er ein Mädchen gegen einen Offizier in Schutz genommen hatte. Ein Gemeiner von damals durfte nicht ritterlich sein und fünfzig Stockschläge waren sein Lohn. Darauf desertierte er 1832 und ging nach Ungarn zurück „in die Pusta“. Das nun beginnende Räuberleben lieferte der Volkspheantasie reichen Stoff und selbstverständlich spielt das Ewig-Weibliche in all diesen unkontrollierbaren Erzählungen eine große Rolle. Seine hauptsächlichste Gefährtin war eine gewisse Katharina, die wegen ihrer Stärke und Wildheit der „Dorfteufel“ genannt worden war und sich ihm angeschlossen, nachdem sie ihren Gatten halb tot geschlagen hatte.

So kam das Jahr 1848 heran, und Rozja bot der ungarischen Nationalregierung an, ein Freikorps zu bilden. Man nahm es an und er tat gute Dienste. Natürlich hatte ihn die Regierung begnadigt, aber nach dem Fehlschlagen der Revolution erlachte die österreichische Regierung die Begnadigung nicht an, sandte Militär wider ihn und so wurde er aufs neue Räuber. In den Teiskomiaten wirtschaftete er nun arg, einmal beraubte er mit zwei Gefährten einen Zug von 23 Wagen. In Szegedin wurden von ihm und seiner Bande Raubankfälle der verwegenssten Art ausgeführt, und trotz dem Polizei und Militär eifrig auf ihn jahndete, und sich auch Verräter fanden, kam er immer davon, wenn er auch oft in äußerster Lebensgefahr schwebte. Es kam dabei zu regelrechten Feuertreffen. Aufgehoben wurde er am 9. Mai 1857. 1859, im Februar, stand S a n d o r in Ofen vor Gericht; er hatte versucht, sich freizuliegen, indem er behauptete, er wisse allein, wo die Stefanskronen verborgen liege. Aber die Krone war schon gefunden und man verurteilte ihn zum Strang. Der Kaiser begnadigte ihn zu lebenslänglichem Kerker.

Naturwissenschaftliches.

Populäre Literatur zur Abstammungslehre. Unter den kurzgefaßten, dabei auch für den Leser mit Volksschulbildung leicht verständlich geschriebenen Darstellungen der modernen Entwicklungslehre ist A. H e s s e s „Abstammungslehre und Darwinismus“ (Verlag von W. G. Teubner, Preis geb. 1,25 M.) eine der empfehlenswertesten. Aus dem riesigen wissenschaftlichen Material hat der Verfasser nur die überzeugendsten Tatsachen gewählt und sie in zwanglos aneinandergereihten Kapiteln, unterstützt durch gute Abbildungen zur Geltung gebracht. Die vorliegende Auflage ist bereits die vierte dieses Werkes. Als eine Ergänzung kann Dr. W i l s d o r f s „Tierzüchtung“ (im selben Verlage und zum gleichen Preise) betrachtet werden. Der Verfasser kennt als praktischer Tierzüchter sein Gebiet genau und schreibt einen einfachen Stil. Nur das Kapitel über jene eigenartigen Vererbungsregeln, die man nach ihrem Entdecker als Mendelismus bezeichnet, verlangt ein gewisses Studium des Lesers, das er aber besonders dann betreiben muß, wenn er sich irgendwie praktisch mit Tierzüchtung beschäftigt oder beschäftigen will. Denn diese Gesetze sind der Angelpunkt der modernen Züchtung geworden. — Nicht bloß dem Tierzüchter, sondern jedem Freunde unserer vierbeinigen Haustiere kann Dr. H i l z h e i m e r s „Geschichte unserer Haustiere“ (Theod. Thomas Verlag, Leipzig; Preis 1 M., geb. 1,60 M.) empfohlen werden. Hund, Hauskatze, Kaninchen, Pferd und Giel, Schwein, Ziege, Schaf und Rind werden uns in fließend geschriebenen Ausführungen geschichtlich näher gebracht, soweit die Belege und Urkunden bis jetzt dafür vorhanden sind.

Die „Tierriesen der Vorzeit“ behandelt Dr. W. S c h o e n i c h e n (Verlag von Velhagen u. Klasing, Bielefeld und Leipzig). Das nur 34 Seiten in Großtafelformat umfassende, steif broschierte und ein Mammut als Frontbild präsentierende Heft schildert die schwimmenden, watschelnden und fliegenden Ungeheuer der Vorzeit, die durch 28 Abbildungen veranschaulicht werden. Die Tiere werden in fortlaufender Schilderung vorgeführt, und der Verfasser berührt dabei die Frage nach dem Aussterben dieser Riesen und andere Punkte. Das Heft bildet die Nr. 50 in Velhagen u. Klasing's Volksbüchern, von denen jedes 60 Pf. kostet, ein in Anbetracht der Ausstattung mäßiger Preis.

Schließlich sei hier noch des Bändchens „Natur und Mensch“ gedacht, in dem C. W. Reumann sechs Abschnitte aus Werken von Ernst Hädel herausgegeben, mit einer biographischen Einleitung und mit dem Porträt Hädels versehen hat. Die in sich möglichst geschlossenen Kapitel sind der „Natürlichen Schöpfungsgeschichte“, der „Entwicklungsgeschichte“, der „Generellen Morphologie der Organismen“ und einigen Meisterwerken Hädels entnommen. Sie geben, wie z. B. der Abschnitt über die „Gastratheorie“ teils historisch sehr wichtige Grundlagen zur Abstammungslehre, teils zeigen sie Hädel als fesselnden Erzähler. Dieses Reclambändchen (Verlag Ph. Reclam jun., Leipzig; Preis 40 Pf.) kann natürlich die Hauptwerke nicht ersetzen; aber da die Anschaffung dieser nicht jedermann möglich ist, so verdient es als eine Art Hädel im Taschenformat die weiteste Verbreitung. Wir hätten aber für spätere Auflagen gewünscht, statt des letzten Abschnitts lieber einen weiteren aus der „Natürlichen Schöpfungsgeschichte“ eingeschaltet zu sehen.

L. I.